

# Jugend [Fortsetzung]

Autor(en): **Stettler, Bert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 44

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647282>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Jugend.

Eine Schulgeschichte von Berty Stettler, Thun.

(Fortsetzung.)

Ein plötzliches Klatschen machte die Leserin verstummen, blitzschnell fuhren die Mädchenköpfe auseinander. Doch schon stand Dr. Wendler in der offenen Türe, streifte mit flüchtigem Blick die erhitzten Gesichter, drückte dann die Türe ins Schloß und begab sich zu seinem Bulte. Er schien ja im rechten Moment gekommen zu sein...

Ein fast atemloses Schweigen hielt die Mädchenschar wie in einem Banne. Kein Knistern, kein Luscheln, kein Fußscharren, was alles sonst so mühsam zu bändigen war, ließ sich vernehmen. Irgendwo im hohen Raume surrte eine große, dicke Fliege, fursurfur... mit monotonem, einschläferndem Geräusch...

Dr. Wendler wußte nicht gleich, wie er die Sache angreifen sollte. Er hatte ja keine Ahnung, um was, um wen es sich handelte, aber daß diese Angelegenheit delikater Natur sei, hatte er den Äußerungen seines Vorgesetzten entnehmen können.

Doch kam ihm ein Zufall zu Hilfe. Klatschend schlug etwas auf den Boden und als Else Garrin mit hochrotem Gesichtchen wieder von unteren Regionen emportauchte, suchte sie ein schwarz eingebundenes Heft unter anderen zu verbergen. Befremdet gewahrte Dr. Wendler das unbekannte Heft, denn alle Klassenhefte hatten vorschriftsmäßig ohne Ausnahme blaue Einbände.

„Else, was für ein Heft suchst du dort zu verbergen? Bring es her!“

„Herr Dr. Wendler, bitte...“

„Bring das Heft, Else!“

„Es gehört aber nicht mir und ich möchte Sie sehr bitten...“

„Else Garrin, tu was ich dir sage! Solchen Ungehorsam bin ich in dieser Klasse gar nicht gewöhnt! Willst du den andern ein schlechtes Beispiel geben? Komm her!“

Zögernd, doch mit trotzig zurückgeworfenem Köpfchen stand Else bald darauf vor dem Lehrerpult. Zuerst mit etwas bebender Stimme, dann aber immer sicherer und mit einer frischen, gewinnenden Offenheit verteidigte sie das verräterische Heft und mit ihm ihre Schulkameradin:

„Herr Dr. Wendler, das Heft gehört der Dennyse. Ich habe es ihr aus Neugierde entwendet und es stehen Dinge darin, die... die... nicht für Sie... die der Dennyse schaden... enfin, die nicht auskommen dürfen.“

„Das wird meine Sache sein. Setz dich...“

„Aber Herr Doktor, bitte...“

„Else, was soll dein Benehmen? Setz dich, sagte ich...“

Doch der Befehl wurde nicht ausgeführt, trotz aller Strenge im Tone des jungen Lehrers. Ein eigentümlich flehender Blick in den ausdrucksvollen, dunklen Augen des Mädchens zwang Dr. Wendler fast wider Willen zu der Frage:

„Was wolltest du sagen, Else, sprich!“

„Herr Dr. Wendler, die Dennyse tut mir leid. Sie wird arg in die Klemme kommen, wenn das verr... wollte sagen, wenn die Dinge, die darin stehen, auskommen. Und dann bin ich ja schuld, wenn es der Dennyse an den Kraxen... pardon, wenn es ihr schlecht geht. Zeigen Sie das Heft niemandem, bitte, bitte... Herr Doktor...“

Dr. Wendler überkam ein eigentümliches Gefühl. Das war nicht mehr seine Schülerin, die da vor ihm stand, sondern ein kleines törrihtes Mädchen, dem äußerst bange war und dem die Tränen in den hübschen, klaren Augen zuvorderst standen. Und dann freute ihn das offene, kindliche Vertrauen, das ihm da so frisch entgegen wehte und das zu enttäuschen barbarisch gewesen wäre.

„Das Heft mußt du mir lassen, Else. Aber ich ver-

spreche dir, keinen Gebrauch davon zu machen, wenn es nicht unumgänglich nötig ist. Und nun setz dich...“

„Danke, Herr Doktor...“

### III.

Die eher pompöse als schöne Villa des Fabrikdirektors Lauber lag vor dem Städtchen draußen. Das Schönste an dem überreich mit Erkern und Balkonen verzierten Bau war die wunderbare Lage direkt am See, mit einem ungehemmten Ausblick auf die lieblichen Ufer und den mächtigen Kranz silberner Bergriesen. Ein großer, prachtooller Garten, dem jedoch eine allzu ausgeprägte symmetrische Einteilung jegliche persönliche Note, alles Wärme und Ansprechende genommen war, umgab das Haus, das nicht mit Unrecht im Städtchen unter dem Namen „Schlößli“ bekannt war.

In einem der vielen mit überladener Eleganz ausgestatteten Zimmer saß Frau Direktor Lauber am offenen Fenster und stidte. Ihre feinen, gepflegten Hände zeigten nicht die geringste Spur häuslicher Tätigkeit. Das schmale, feine Gesicht, dessen Züge einer gewissen, verblühten Schönheit nicht mangelten, war jedoch eigentümlich gezeichnet von einer Leere des Ausdrucks. Etwas Flaches, Geistloses lag darüber ausgebreitet.

Im Städtchen war man sich in den Kreisen, in welchen Direktor Lauber verkehrte, längst einig, daß seine Gattin eine „hochmütige, gezierte Puppe“ sei, die mit dem Hätscheln und Pflegen eingebildeter Migräne und dem Lesen französischer Sittenromane „dem Herrgott die Tage abstehe“. Dieses drastische Urteil stammte von dem etwas rücksichtslosen, alten, reichen Fräulein Herweg, das infolge seines Wohltätigkeitssinnes, eines köstlichen, frischen Humors und seiner Liebe zu Kindern eine stadtbekanntere Persönlichkeit und bei alt und jung beliebt war.

Leise rauschten vom nahen Seeufer her die Wellen, die von einem fern vorüberziehenden Dampfer aufgewühlt wurden. Sonst störte nichts die Ruhe, die die Frau Direktor als etwas Exklusives und Vornehmes liebte. Gelassen, mit spizen Fingern zog sie Faden um Faden durch die kunstvolle, aber nutzlose Stiderei, bliete gelegentlich in das Blättergewirr alter Bäume drüben am Strande und schien in solchen Momenten in ihrem langsam reagierenden Geiste irgend etwas zu verarbeiten. Hätte die Frau Direktor Selbstgespräche geführt, so hätten sich ihre Gedanken in der ihr eigenen schleppenden Sprechweise ungefähr folgendermaßen geäußert:

„Warum nur die Dennyse so von einem Tag auf den andern nach Genf geschickt wurde —? hm, ja... das liebe Kind! — Der Engel kann doch nicht etwas angestellt haben, was nicht comme il faut wäre!... Mein Gott, nein!! Sie hat ja eine sooo gute Erziehung! — Und wenn sie etwas Unschidliches tat, so ist das nur dem Ausgang mit den plebejischen Schulmädchen zuzuschreiben. Ich war ja immer dafür, die Dennyse in eine Privatschule zu schicken, was viel, viiiel aparter und vornehmer gewesen wäre! — Der Abschied von der Kleinen tat ja recht weh — ja — aber die köstliche Ruhe jeht! Dennyse war doch recht oft wild und ungebärdig und meine Nerven — mein Gott, was haben meine Nerven ausgestanden!! — Das Pensionat in Genf wird doch hoffentlich unserem vornehmen Stande entsprechen... Mon — Mon — Monmo — Monmorency... richtig!! Der Name klingt apart... Und Stunden muß unsere Dennyse nehmen — Mal- und Klavierstunden — und Stidstunden — natürlich. — Viel Talent hat sie ja nicht, aber das wird schon kommen — und das alles gehört doch zum guten Ton...“

Ein diskretes Klingeln unten lenkte für einen Moment den spärlichen und monotonen Gedankenfluß — es war schon eher ein mageres Bächlein — in andere Bahnen. Laufend hielt Frau Direktor mit der arbeitenden Nadel inne und gab sich Mühe, die Worte einer fremden Stimme unten in der Halle zu verstehen. Doch nur ein Gemurmel

drang bis zu ihr hinauf, in welchem sie auch die Stimme ihres Gatten unterschied, dann fiel eine Türe ins Schloß und tiefe Stille herrschte wieder in dem großen Hause.

Die in halber Höhe zum Stillstand gekommene Nadel fuhr wieder mit sehr bedächtiger Langsamkeit durch den Stidereistoff. Eine kleine Strähne hellblonden Haares fiel genierlicherweise über das linke Auge der Frau Direktor und da diese die geringste Unordnung im Neukern ihres Menschen als plebejisch und gewöhnlich empfand, stand sie auf und steckte vor dem hohen Spiegel über dem Ramin die widerspenstigen Haare fest. Eben wollte sie sich wieder an ihren Fensterplatz begeben, als drunten Türen geöffnet und geschlossen und einige, wie ihr schien, hastige Worte gewechselt wurden. Dann fiel die schwere Haustüre dröhnend zu.

„Ach, diese Türe...! Sie ist auch ein Nagel zu meinem Sarge. Dieses unausföhrliche Dröhnen, das an meinen armen Nerven zerrt...“

Eine wehleidige Geste führte die weiße Frauenhand an die Stirne, dann an die Schläfen, die sicher wieder „hämmerten, als ob sie zerspringen wollten“.

Frau Direktor Lauber stand eben in dieser etwas kläglichen Stellung mitten im Zimmer, als die Türe jäh und unvermittelt aufgerissen wurde. Vor wirklichem Schreck einer ihrer häufigen, fingierten Ohnmachten nahe, sank sie bleich in einen nahen Sessel.

„Aber Edgar, Edga a ar, mich so o o zu erschrecken...!“

„Hätte ich denn anklopfen sollen bei meiner eigenen Frau, wie ein Diensthote? Danke schön!! Aber das kommt davon, daß ich deiner Marotte nachgab und überall fußhohe Teppiche legen ließ! Keinen Schritt hört man im ganzen Hause —“

„Edgar, schone mich! Wie brüsk du bist!!“

Herr Direktor Lauber war entschieden schlechter Laune, sonst hätte er nie die zarten Ohren seiner vornehmen Gattin mit unverzeihlich vulgären Ausdrücken bombardiert, wie es in der Folge geschah:

Wie brüüüüskst du bist!! Zum Teufel einmal mit deiner Empfindlichkeit! Du bist Fleisch und Blut wie wir andern auch und dein ganzes Getue ist alberne Kinderei!! Stell dich doch einmal fest auf den Boden und gondle mit deinem Empfinden nicht immer halbwegs in den Wolken herum. Was daraus resultiert, wirst du ja gleich erfahren:

Wir sind kompromittiert, scheußlich... einfach scheußlich!! Die Schande... die Schande!! Und weißt du, wem wir das alles zu verdanken haben, weißt du das?! Deinem „Engel“, dem lüüüben Kinde — dem „reizenden Vögeltchen Dennyse“ — Jawohl, reizendes Vögeltchen, das flügge wird, ehe ihm nur Flügel gewachsen sind!! Mir kam ja letzter Tage verschiedenes zu Ohren über unsern Spröbling, was mich Maßnahmen treffen ließ, um Schlimmerem vorzubeugen. Deshalb auch mußte der Balg nach Genf. Mit dir kann ich ja wichtige Sachen nicht besprechen, ohne daß du Zetermordio schreist und in Ohnmacht fällst! — Aber diesmal speidiere ich alle Rücksicht zum Teufel! Da lies!! Aus dem schmutzigen Plunder wirst du sehen, zu welsch' nettem Pflänzchen sich dein „Engeltchen“ entwickelt hat. Wäre es ein Zunge, würde ich ihn grün und blau verhauen — jawohl! Aber so weit wäre es gar nie gekommen, denn dann hätte ich die Erziehung in Händen gehabt —. Aber ihr Weiber hängt ja zusammen wie Kletten und du mit deinem ganz überspannten, ungesunden, verrückten Wesen hast das Mädelt angesteckt. Wie ein Apfel faulte sie von innen heraus, ohne daß man rechtzeitig etwas gemerkt hätte! — Die Schande!! — Uebrigens nett von dem jungen Dr. Wendler, das schändliche Geschreibsel mir zu bringen! Hergott, wenn ich mir vorstelle, daß das Zeug in die Hände des Schulvorstehers hätte gelangen können!! Wenn ich als Mitglied der Schulkommission bei einer Untersuchung vor andern davon hätte Kenntnis nehmen müssen! Die Blamage... Donner-, Donnerwetter...“

Direktor Lauber hielt einen Moment inne, um Atem zu schöpfen. Auf das tiefste erregt fuchtelte er auch wortlos noch mit den Händen in der Luft herum, bis ihm das Unsinnige des deplacierten Gebarens zum Bewußtsein kam.

Die Frau Direktor saß, oder lag vielmehr in ihrem Sessel, halb betäubt von dem über sie hingebrausten Wortschwallen. Mit dem ihr eigenen, intelligenzlosen Ausdruck schaute sie zu ihrem Gatten empor. Als dieser schwieg, erhob sie sich mühsam, machte, wie zerschlagen, einige Schritte hin und her und blieb dann mit einer hilflosen Gebärde stehen.

„Die Geschichte wird sicher nicht so schlimm sein, wie du dir vorstellst, lieber Edgar. Was könnte denn unser Engeltchen so furchtbares angestellt haben.“

„Engeltchen... Engeltchen...!“

Typisch höhrend kam das von den Lippen des gereizten Mannes und daß er die Frau Direktor nicht zu Ende sprechen ließ, was ja „furchtbar vulgär“ war, kam ihm gar nicht zum Bewußtsein.

„Ein kleiner Satan, ein hinterlistiger, verlogener, verderbter Fraß ist sie! Ein Verhältnis hatte sie mit einem Windhund von Musiker. Auf seinem Zimmer war sie und — es ist nicht ausgeschlossen — kommt das dicke Ende erst nach! Aber vielleicht kapiertst du gar nicht, was das heißt, du mit deinem Schneckenverstand! Merztlich untersuchen lassen mußte ich unser Kind und des Arztes vages und ausweichendes „wir müssen abwarten“ spricht ja Bände...“

„Edgaar... Edgaaaar...!“

Der schrille, langgezogene, in den höchsten Tönen gipfelnde Schrei brachte Direktor Lauber einigermaßen zu sich selber. Ein wirkliches Erschrecken zuckte in seinem großen, runden Gesichte auf und so schnell es ihm sein korpulenter, hoher Körper gestattete, eilte er zu dem Sessel hin, in welchem seine Frau, ein Häufchen Elend, fast verschwand. Wie eine Feder nahm er die leichte Gestalt auf die Arme und trug sie auf eine mit Rissen belegte Chaiselongue. Dann eilte er hastig zu der elektrischen Klingel, drückte darauf, bis Nanettes spitzen-, bänder- und häubchengeschmücktes Persönchen in der Türe stand, deutete mit einem „Nanette... die gnädige Frau... helfen Sie...“ auf die konvulsivisch zuckende Gestalt und zog die Türe behutsam von außen ins Schloß. Was nun kommen würde, verriet ihm gelle, hysterische Schreie, die langgezogen die Stille des Hauses vercheuchten. (Fortsetzung folgt.)

## Das Sterben.

So manche Menschen, laut und hohl,  
Bespochen unbedacht ihr Sterben,  
Berechnen, was es koste wohl,  
Beraten trocken mit den Erben.

Doch, wenn ihr banges Stündlein naht,  
Das letzte ihrer lust'gen Zeiten,  
Wenn seufzend auf des Schmerzens Grat  
Sie in die dunkle Ferne schreiten,

Dann sinken in das tiefe Nichts  
Des Sterbens Pläne und die Zahlen.  
Die stolze Flamme ihres Lichts  
Erlischt mitamt dem eitlen Prahlen.

Und um ein Fünftlein Lebensmut  
Kramphen sie bettelnd ihre Hände,  
Suchend, ob nicht der Sonne Glut  
Sich rettend in ihr Stübchen fände.

Ihr Wunsch brennt, das zermürbte Sein  
Noch einmal aus der Qual zu heben,  
Und stiller dann im Sonnenschein  
Dahin zu wandern und zu leben!

Ernst Djer.